

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Elke Vesper

Die Träume der Töchter

Die Geschichte der Wolkenraths

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Johnny, wenn du Geburtstag hast ...«

Stellas Stimme besaß ein ganz eigenes, unvergleichliches Timbre. Sie klang nach Bar und Alkohol und Zigaretten, dabei sehr unschuldig, sie war klar und präzise, dennoch voll Geheimnis, sie klang, als würde Stella gleich in Gelächter ausbrechen, selbst wenn sie dramatisch die Augen schloss und ihr Publikum zu Tränen rührte.

»Neuerdings dein Lieblingslied ...«, meinte Alexander, ihr Bruder, anzüglich. Sie schnaubte kurz durch die Nase und sang weiter bis zum Schluss: »... dass du doch jeden Tag Geburtstag hätt'st.«

Lysbeth zog ihren Bruder Johann vom Stuhl hoch. »Komm, es wird höchste Zeit, dass du tanzen lernst. Stella, spiel einen Onestepp!«

»Hallo, du süße Klingelfee ...«, sang Stella lachend und begleitete sich dabei auf dem Klavier. Ihr Bruder Alexander wurde seit frühester Kindheit Dritter genannt. Sein Vater hieß, ebenso wie dessen Vater, auch Alexander, was für endlose Konfusion gesorgt hatte. Bis aus Alexander »dritter Alexander« und dann der einprägsame Name »Dritter« wurde. Dritter setzte sich mit einem Dreh seines hübschen kleinen Hinterns auf einen Hocker neben sie und improvisierte ein paar Takte. Stella warf ihm einen Blick aus ihren veilchenfarbenen Augen zu, der jedem anderen Mann in die Hose gefahren wäre, Dritter aber warf nur einen ebensolchen Blick zurück und fuhrwerkte wie ein Teufel auf den Tasten herum.

Johann, acht Jahre jünger und einen enormen Kopf kleiner als Lysbeth, entzog ihr mit einem Ruck seine Hand. »Ich bin doch kein Kleinkind! Hör auf, mich rumzukommandieren«, maulte er.

»Oho! Unser Kleiner wird erwachsen«, kommentierte Eckhardt den lauen Wutausbruch seines jüngsten Bruders. »Komm, Lysbeth, meine schöne Schwester. Wenn der Kleine nicht will, ich halte die Stange!«

Er fasste um ihre Taille und schob sie in zackigen Tanzschritten, den Arm bald oben, bald unten, durch das Klavierzimmer der Gaerbers. Einen Moment lang war Lysbeth versucht gewesen, ihm eine Ohrfeige zu verpassen. Jeder wusste doch, dass sie keine schöne Schwester war,

und die Anzüglichkeit mit der Stange verletzte sie immer wieder, auch wenn sie seit frühester Kindheit alle möglichen Ausdrücke gewöhnt war: Bohnenstange, Stangenspargel oder nur Stange mit allen möglichen Adjektiven – dürr, lang, platt, trocken, mager, um nur einige zu nennen. Aber sie liebte es nun einmal zu tanzen, auch mit ihrem Bruder Eckhardt, der zwar ebenfalls einen Kopf kleiner war als sie, aber in den Schultern beweglich und ein begeisterter Tänzer. Sie wusste ja auch, dass er es nicht böse meinte. Außerdem passierte es ihr in den letzten Wochen gar nicht so selten, dass sie Worte hörte wie: »Schöne junge Frau«, oder »Welcher Zauber liegt in Ihren Augen«, oder »Sie sind ein Engel«, wobei ausnahmsweise nicht ihr Wesen, sondern wirklich und wahrhaftig ihr Äußeres gemeint war.

»Abklatschen!« Vor Eckhardt und Lysbeth stand mit einem strahlenden Lächeln auf den blutrot geschminkten Lippen Eckhardts Verlobte Cynthia Gaerber. Ohne aus dem Takt zu kommen, griff Eckhardt nach seiner neuen Dame und schwenkte sie durch den Raum. Stella und Dritter spielten einen Onestepp nach dem andern.

Schwer atmend setzte Lysbeth sich nieder. Was für ein wundervoller Abend, dachte sie. Wie herrlich sich unser Leben verändert hat, seit wir aus Dresden abgereist sind. Geflohen, korrigierte sie sich spöttisch, denn es war keine Reise, es war eine Flucht gewesen. Ihr Vater hatte Dummheiten gemacht, arge Dummheiten. Er hatte sich hier und dort Geld geliehen, ohne es zurückzahlen zu können. Er hatte seine Gläubiger vertröstet, bis die ihn verprügelten und Schlimmeres androhten. Erst als ihm das Wasser bis zum Hals stand, hatte er sich seiner Frau anvertraut, die, wie es nun einmal ihre Art war, einerseits praktische Konsequenzen gezogen, andererseits Alexanders Beichte für sich behalten hatte. Alexander selbst hatte seinen Kindern kurz vor der nächtlichen Abreise sein Fehlverhalten gestanden.

Vor vier Tagen erst war die Familie Wolkenrath – die Eltern Käthe und Alexander und die Kinder Lysbeth, Alexander, Stella, Eckhardt und Johann – in Hamburg angelangt und wohnte seither bei den Gaerbers, der Familie von Eckhardts Verlobter Cynthia. Natürlich nur so lange, bis sie ein eigenes Domizil gefunden hatten. Lysbeth schien, als habe sich in diesen wenigen Tagen ihr ganzes Leben zum Besseren gewandelt. Das lag nicht nur daran, dass das Haus der Gaerbers einfach wundervoll gelegen

war – das nahe Elbufer lud zu romantischen Spaziergängen ein –, dass es hier immer ausreichend zu essen gab, zudem noch köstlich zubereitet, und dass sie im Haushalt nichts selbst tun mussten. Es lag nicht einmal an der Großzügigkeit der Räume, die so vieles ermöglichten. Man konnte tanzen, Klavier spielen, zu zehnt gemeinsam am großen Esstisch sitzen. Überhaupt schluckte das riesige Haus mühelos die ganze Familie Wolkenrath mit ihren immerhin sieben Personen. Nein, dass Lysbeth sich hier so wohlfühlte, lag vor allem an Lydia, der Hausherrin.

Lydia Gaerbers dunkle Stimme klang vom Nebenraum, dem Salon, wohin sich die beiden Elternpaare jeden Abend nach dem Essen begaben und über alles Mögliche redeten, herüber und übertönte sogar das Klavier.

»Es war doch Ludendorff selbst, der Prinz Max von Baden ermächtigt hat, der alte Fuchs wollte doch nur die Verantwortung von sich abwälzen, damit er hinterher behaupten konnte, die deutsche Armee wäre im Felde ungeschlagen gewesen.«

Lydia nahm kein Blatt vor den Mund, und Lysbeth fühlte sich sehr zu ihr hingezogen. Ebenso erging es ihrer Mutter, das spürte Lysbeth, und es freute sie, denn Käthe hatte eine schlimme Zeit hinter sich, seit Fritz gestorben war. Fritz, der geheime Geliebte der Mutter, Fritz, der Vater von Stella. Fritz, der nach dem Krieg Kommunist geworden und beim Kampf für die Republik gestorben war. All das wussten die Schwestern erst seit kurzem. Die Brüder hatten es nicht erfahren, und wenn es nach Lysbeth ging, würde es auch dabei bleiben.

Lydia hatte die Wolkenraths eingeladen, so lange bei ihnen wohnen zu bleiben, wie es ihnen beliebte. Sie hatte ihnen die Wohnung in der ersten Etage ihres großen Hauses zur Verfügung gestellt. Dort hatten früher Lydias Eltern gelebt, die noch vor dem Krieg gestorben waren. Seitdem standen die zwei Zimmer leer, denn für Gäste gab es noch ein Extrazimmer, wo jetzt die drei Söhne der Wolkenraths, Dritter, Eckhardt und Johann, wohnten. Die beiden Töchter hatten das kleinere Zimmer zugeteilt bekommen, wo sie auf Sofas schliefen, während Käthe und Alexander das Ehebett benutzten. Manchmal fragte Lysbeth sich, ob ihre Eltern überhaupt noch ein Ehebett brauchten. Für eine junge Frau von siebenundzwanzig Jahren, immerhin noch Jungfrau, dachte sie ungewöhnlich offen und selbstverständlich an Sexualität. Sie

empfand keinerlei Scheu bei dem Gedanken, dass Käthe und Fritz eine leidenschaftliche Liebe verbunden hatte. Ohne Leidenschaft und Liebe hätte ihre Mutter sich niemals für ein solches Doppelleben hergegeben, aus dem sogar noch ein Kind hervorgegangen war.

Lysbeth lauschte zum Salon. Zum Glück war es in beiden Familien nicht üblich, dass nur die Männer über Geschäfte und Politik und die Frauen lediglich über Mode und Haushalt sprachen. Lydia und Käthe beteiligten sich lebhaft an der politischen Diskussion über permanente Geldentwertung und die Lüge vom Dolchstoß.

Gerade sprach Lydia davon, dass sie 1918, also während des Krieges, auf einer Tagung in einem alten Thüringer Schloss gewesen war. »Ich habe sogar Cynthia gefragt, ob sie Lust habe, mich zu begleiten, aber sie hat nur wie ein verschrecktes Kaninchen geguckt.« Lysbeth spitzte die Ohren. So etwas war während des Krieges möglich gewesen?

»Lydia hat von Beginn an keinen Hehl daraus gemacht, dass sie diesen Krieg widerlich und unvernünftig fand. Ich glaube, Cynthia war ihre Mutter unheimlich. Das gesamte Vaterland führte den Krieg zumindest im Geiste mit, nur ein einziger Mensch stellte sich gegen das nationale Anliegen: Lydia Gaerber. Gegen einen so mächtigen Strom zu schwimmen, schien Cynthia lebensgefährlich. Womit sie ja nicht unrecht hatte.« Karl-Wilhelm Gaerbers Stimme drang auffallend hell und gepresst in Lysbeths Ohren.

»Versteck dich mal nicht hinter deiner Tochter!« Lysbeth zuckte zusammen. Das klang scharf. Die folgenden Worte klangen noch schärfer. »Hätte ihr Vater eine eindeutige Haltung für oder gegen den Krieg eingenommen, wäre es Cynthia leichter gefallen, sich eindeutig gegen mich zu stellen oder aber stillschweigend mit einem von uns übereinzustimmen. So aber spürte sie neben dem irritierenden Gegensatz von allgemeiner Autorität und meiner Meinung vor allem, wie unglücklich der Vater über mich war, weil ich Dinge aussprach, gegen die er keine Argumente wusste, die ihn als Geschäftsmann jedoch noch mehr in Schwierigkeiten brachten, als er ohnehin schon war.«

Lysbeth hielt den Atem an. Stritten sich die beiden dort in aller Öffentlichkeit? Sie hatte nie einen Streit zwischen ihren Eltern miterlebt.

»Der Vater bin ich«, klang es da trocken von nebenan. Alle lachten.

Wenn auch beklommen. »Wenigstens hat Cynthia den Vorschlag ihrer Mutter abgelehnt.«

»Die Mutter bin ich!« Das nun folgende Lachen klang bereits etwas gelöster. Käthe und Alexander Wolkenrath schienen sich darauf einzustellen, dass in diesem Hause nicht nur über Politik freimütig debattiert wurde, sondern auch über eheliche Zwistigkeiten.

»Ich kam mir vor wie eine Verräterin.« Lysbeth zuckte zusammen. Cynthias Atem streifte ihre Wange. Sie hatte nicht mitbekommen, dass der Tanz beendet war und Cynthia sich neben sie gestellt hatte. »Ich habe sehr schmerzhaft gespürt, wie sehr meine Mutter unter ihrer Einsamkeit litt und wie sehr sie sich eine Verbündete wünschte, aber ich habe nun mal nicht ihre Courage.«

Aus dem Nebenzimmer drang Lydias Stimme. »Ich konnte den Anblick der Versehrten nicht ertragen. Es gab täglich mehr von ihnen. Ich litt mit den Müttern der Gefallenen, als hätte ich selbst einen Sohn verloren. Mir wurde speiübel angesichts des Hungers in den Gesichtern der Menschen. Mein Glück war mir peinlich: Mein Mann war nicht eingezogen. Ich hatte keinen Sohn zu verlieren. Und meine Tochter war sooo brav. Ich musste keine Angst haben, dass sie als Soldatenliebchen aus Versehen geschwängert würde. Zu allem Überfluss hatten wir immer noch genug zu essen. Es war nicht so üppig wie früher, aber Anna, unsere Köchin, zauberte von irgendwoher täglich etwas Leckeres auf den Tisch.«

Lysbeth sah, wie ihre Mutter nickte, und sie wusste, was sie dachte. Sie hatte um zwei Söhne im Krieg gebangt, Fritz, ihren Liebsten, hatte sie zu guter Letzt bei Bauern verstecken müssen, sie hatte eine Tochter, die zum Soldatenliebchen geworden war, und eine, die sich mit dem Chirurgenbesteck so gut auszukennen lernte, dass sie ihren Mund immer mehr verschloss.

Lysbeth, die Cynthias Nähe fast vergessen hatte, schreckte wieder leicht zusammen, als mit heißem Atem in ihr Ohr geraunt wurde: »Meine Mutter hat ganz besonders unter der Indifferenz meines Vaters gelitten, unter seiner Drückebergerei, seiner Angst. Sie bekam einen seltsamen, juckenden Ausschlag an den Armen. Nachdem ich ängstlich abgesagt hatte, an der Konferenz teilzunehmen, hat sie sich die Arme fast blutig gekratzt. ›Dann fahr ich eben allein, kein Problem‹, hat sie gesagt. Aber die Blutstropfen auf ihren Armen waren voller Vorwurf.«

Lysbeth blickte kurz neben sich. »Du hast dich schuldig gefühlt?«, fragte sie leise. Allerdings war es gar nicht nötig, leise zu sprechen, denn Stella und Dritter hauten kräftig in die Tasten, spornten sich gegenseitig an, improvisierten auf dem Klavier und hatten gar keine Augen für die beiden jungen Frauen, die sich an die Tür zum Salon pressten. Johann hatte schon vor einiger Zeit den Raum verlassen, und Eckhardt war ebenfalls nicht da.

»O ja«, wisperte Cynthia. »Ich weiß nicht, ob du dies Gefühl von Schuld kennst. Es macht, dass du dich schwer und träge fühlst, auch wenn du dünn bist. In der Schule war ich zu feige, um den Hurraparolen der Lehrer ein einziges der Argumente meiner Mutter entgegenzusetzen. Zu Hause war ich zu feige, ihr Verrat am Vaterland oder wenigstens am Vater vorzuwerfen, und auch zu feige, ihn darauf hinzuweisen, dass seine unentschlossene Haltung alles nur noch schlimmer machte.«

»Lydia hat gepackt, sich kühl von mir und Cynthia verabschiedet, und dann fuhr sie los.« Karl-Wilhelm klang, als wirkte die Trauer in ihm nach. »Wir waren mitten im Krieg, versteht ihr, es ging nicht um eine kleine Seereise.«

Lysbeths Blick wurde von ihrem eigenen Vater angezogen. Diesen Gesichtsausdruck hatte sie bei ihm noch nie gesehen. Er sah aus, als wolle er Karl-Wilhelms Frau an dessen Stelle übers Knie legen und zur Räson bringen. Gleichzeitig wirkte er voller Respekt, ja, geradezu Ehrfurcht vor Lydia. Und es kam Lysbeth so vor, als wecke die auf ein grünes Sofa gegossene zierliche Frau männliche Gefühle in ihm.

Lydia wirkte unverschämt jung. Nein, alterslos, entschied Lysbeth. Mit den blonden halblangen Wellen war sie die einzige Frau im Haus, die keine kurzen Haare trug. Käthe hatte ihren langen, inzwischen ergrauten Zopf nach Fritz' Tod abgeschnitten, die jungen Frauen Stella, Lysbeth und Cynthia trugen die modischen Pagenschnitte. Alle sahen irgendwie hart aus, allein Lydia wirkte weich und sehr weiblich. »Ich hatte zwar die schlichteste Kleidung im Koffer, die ich finden konnte, dennoch stach ich unter den Teilnehmern der Tagung heraus, als wäre ich blitzblank zwischen lauter leicht angeschmuddelten Menschen. Ich selbst bemerkte es sofort mit Entsetzen, die anderen schienen mich hingegen kaum wahrzunehmen.«

»Für meine Mutter begann ein neuer Abschnitt in ihrem Leben. Und

wir wurden unwichtig.« Cynthias Hüfte lehnte sich gegen Lysbeths. Sie waren beide gleich groß, schmal, fast mager, ohne Busen. Für beide war die aktuelle Mode wie gemacht. Bohnenstangen, dachte Lysbeth spöttisch. Zwei Bohnenstangen, die sich aneinanderlehnen. Der Hüftknochen von Cynthia drückte hart gegen den ihren. Sie empfand das Bedürfnis, etwas abzurücken, aber sie wusste, dass sie Cynthia damit verletzen würde. Cynthia hatte keine Geschwister. In ihrem Näherrücken lag Schwesternsehnsucht. Wenn du wüsstest, was ich für eine famose Schwester habe, dachte Lysbeth.

»Das Schloss war von einer überwältigenden märchenhaften Romantik. Im ersten Moment habe ich die ganze Welt drumherum vergessen, sogar den Krieg. Aber die Teilnehmer haben mich schnell in die Realität zurückgerufen.« Lydias Stimme klang plötzlich hoch und aufgeregt wie die eines jungen Mädchens. »Meine Freundin Antonia war auch da. Ihr müsst sie irgendwann kennenlernen. Sie ist Jüdin. Unglaublich! Immer schon war sie unglaublich. Sie hatte ihre Tochter mitgenommen, die war damals sechs. Ein lebhaftes Wesen. Ganz unbeschadet von Hunger und Not hüpfte die Kleine durch die Kriegstage.«

»Antonia, Antonia, immer Antonia«, flüsterte Cynthia wütend.

Lysbeth drehte ihren Kopf zu Cynthia. »Sollen wir uns dazusetzen?«, raunte sie. »Ich komme mir irgendwie schäbig vor. Der Lauscher an der Wand ...« Was sie nicht sagte, war, dass sie genug von Cynthias heißem Atem hatte, von ihren spitzen Hüftknochen und überhaupt von dieser eigenartigen Vertraulichkeit.

Ohne eine Antwort abzuwarten, schlenderte sie in den Salon, der mit einigen Sofas, Sesseln und kleinen Stühlchen genug Platz bot für eine große Gruppe von Gästen.

Lysbeth setzte sich auf ein winziges gold-braun gestreiftes Biedermeiersofa, auf dem noch niemand saß. Cynthia rutschte mit einem lässigen Schwung neben sie, zog die Beine hoch und lehnte sich vertraulich gegen Lysbeth, die gar keine Chance hatte auszuweichen.

Lydias Blick streifte sie forschend. Dann beschloss sie, einfach im Gespräch fortzufahren. Sie berichtete begeistert von der Konferenz während des Krieges. Dort trafen sich Jugendvereine, Pazifisten, Theosophen, Sozialpolitiker, Anarchisten, Jünger chinesischer Weisheit, des Buddhismus, indischer Atemkunst – eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft mit unterschiedlichsten Auffassungen. Das Einzige, was alle

verband, war die Forderung nach schnellster Beendigung des Krieges, nach Frieden ohne Annexionen und nach einem Völkerbund. Ansonsten vertrat jeder leidenschaftlich und kompromisslos seine Richtung. Sie stritten untereinander, was das Zeug hielt. In der *Freideutschen Jugend* gab es einen linken Flügel unter Führung des Studenten Buntfalter, der sich als Schriftsteller vorstellte. Energisch stritt er mit Pazifisten, Vegetariern, Gottsuchern und abergläubischen Wirrköpfen. »Ich habe seine Nähe sehr gesucht«, gestand Lydia. »Ich fand ihn begabt und geistreich. Aber er war so jung, und ich habe mich noch nie so alt gefühlt wie in diesen Tagen.«

»Gnädige Frau Lydia«, erhob Alexander Wolkenrath Einspruch. »Sie sind jung und schön, wie können Sie nur so denken!« Lysbeth suchte den Blick ihrer Mutter, die ihr verschwörerisch zulächelte. Alexander zeigte sich von seiner Kavaliersseite, aber es kam ihm von Herzen, das hörte nicht nur Lysbeth. Sie liebte die Geschichte, wie die Eltern sich kennengelernt hatten, sie wusste, wie sehr die Mutter von der charmannten, zuvorkommenden Seite Alexander Wolkenraths bezaubert gewesen war. Manchmal blitzte sie wieder hervor, so wie jetzt, und dann wurden Käthes Augen immer noch weich, so wie jetzt.

Lydia sprang auf und verschwand mit einem geheimnisvollen: »Ich bin gleich zurück«, Richtung Küche. Und wirklich war sie im Nu wieder da, mit einer Flasche Champagner in der Hand. Anna, die ihr folgte, trug ein Tablett mit funkelnden Kristallkelchen.

»Alle herkommen!«, rief Lydia energisch ins Nebenzimmer, wo Stella und Dritter immer noch vierhändig auf dem Klavier experimentierten.

Lydia ließ den Korken aus der Champagnerflasche knallen und schenkte in jeden Kelch ein wenig des sprudelnden Getränks. »Meine liebe Käthe, lieber Alexander und alle Kinder der Familie Wolkenrath«, sagte sie feierlich, »ich möchte, dass wir uns duzen. Mir ist es sowieso immer wieder rausgerutscht. Nun lassen Sie uns darauf anstoßen, dass wir alle eine Familie geworden sind und immer mehr zusammenwachsen wollen!«

Stella griff als Erste nach einem Glas und schmetterte: »Ah, ça ira, ça ira, ça ira, lahaha familjehe, ça ira!«

»Das ist ein Revolutionslied«, gab Karl-Wilhelm mit einem leise rügenden Unterton zu bedenken.

»Ist das nicht schön!«, jubilierte seine Frau und bewegte sich anmutig

im Raum, um mit jedem anzustoßen. »Aufs Du! Auf die Revolutionen, die wir zukünftig gemeinsam anzetteln wollen!«

Alle lachten, und Stella sang noch einmal ihre Abwandlung des Liedes, das die Aristokraten an den Laternen baumeln sehen wollte. Karl-Wilhelms Lachen allerdings klang bekloffen.

Als alle sich wieder gesetzt hatten, nun auch Stella und Dritter, bat Käthe um eine Fortführung der Beschreibung dieser Tagung. »Wer ist denn dort aufgetreten?«, fragte sie. »Wurden Vorträge gehalten?«

Bereitwillig griff Lydia den Faden wieder auf. »Ja, zum Beispiel hat der Student Brandwetter vom *Geschichtsverein* einen Vortrag über ›Die große Französische Revolution und die Pariser Kommune von 1871‹ gehalten. Die Verbindung zur Gegenwart hat er sehr geschickt eingeflochten. Zu guter Letzt hat er die deutschen Intellektuellen aufgerufen, den großen französischen Vorbildern zu folgen und für eine neue, bessere Gesellschaftsordnung einzutreten.«

»Seht ihr«, alberte Stella herum, »die Französische Revolution ist allgegenwärtig. Wahrscheinlich haben sich auch die Kieler Matrosen darauf berufen, als sie ihre Offiziere einen Kopf kürzer machen wollten.«

Käthe warf ihr einen scharfen Blick zu, aber Stella jauchzte nur auf, weil Dritter sie ins Knie gekniffen hatte. Die beiden wirken wie ein Liebespaar, dachte Lysbeth, und es versetzte ihr einen Stich. Noch nie hatte ihr Bruder Dritter sie mit der Aufmerksamkeit bedacht, die er für Stella hatte.

Als hätte sie Stellas Einwurf gar nicht gehört, sagte Lydia: »Brandwetter hat einen wirklichen Brand in meinem Herzen entfacht.« Alexander lachte amüsiert. Lydia lächelte ihm zu. »Er hat mich an meine Jugend erinnert. Das war schmerzlich und beglückend. So gern wäre ich noch einmal jung gewesen! Alles hätte ich anders gemacht! Nie wieder einen Hamburger Pfeffersack geheiratet, niemals wäre ich in diese Falle getappt, in der ich das Gefühl hatte, bei lebendigem Leib zu verfaulen.«

Alle hielten den Atem an. Sogar die beschwipste Stella, die mit ihrem Bruder herumalberte, riss erschrocken die Augen auf. Da klang ruhig Karl-Wilhelms Stimme, als hätte nicht Lydia ihn, sondern er sie gerade verletzt: »Das meint Lydia nicht so. Das dürft ihr nicht so ernst nehmen. Manchmal neigt sie zu radikalen Formulierungen. Und ihre Ideen verändern sich auch von Tag zu Tag. Zum Beispiel ist sie nach

dem Krieg auf einem anderen Kongress gewesen. Von dem kehrte sie als Märchenerzählerin zurück.«

Erstaunt bemerkte Lysbeth, wie Lydia errötete. Was passierte da gerade zwischen den Eheleuten? Märchenerzählerin?

Im Raum machte sich ein peinliches Schweigen breit. Kurz nur, aber es wirkte endlos. Stella leerte hastig ihr Glas und erhob sich, leicht schwankend. »Auf, auf, Dritter, mein Schatz! Wir spielen weiter. Die Musike, die Musike ruft!« Dritter war im Nu auf den Beinen. »Kommt doch alle mit rüber«, sagte er mit einem schmelzenden Blick auf Lydia. Er legte eine Hand auf ihre Schulter, ebenso kurz, kürzer noch als zuvor die Schweigeminute gewährt hatte, aber es war, als ströme neues Leben in Lydia. »Ja«, sagte sie leise, »das ist eine gute Idee.«

In diesem Augenblick liebte Lysbeth ihren Bruder sehr. Sie wusste, wie wenig tief sein Mitgefühl ging, aber immerhin war er in der Lage, mit ein paar Worten, einem Blick, einer Berührung genau das Richtige zu tun, um Lydia aus ihrer Beschämung zu reißen.

Als wäre sie es ihrer Würde schuldig, sagte Lydia, ohne ihren Mann mit einem einzigen Blick zu streifen, als spräche sie allein zu Dritter, an dessen Augen sie sich festhielt: »Du warst im Krieg. Du weißt, dass alle, die den Krieg erlebt haben, verändert zurückgekommen sind.« Er blieb stehen und hielt ihrem Blick lächelnd stand.

Lysbeth stockte der Atem. Es wirkte, als würde Lydia umfallen, wenn er seine Aufmerksamkeit jetzt von ihr abzöge.

»Ich war nicht im Krieg«, sagte Lydia trocken, »denn ich bin eine Frau. Ich glaube, ich habe mir das verübelt. Aber dort auf dem Schloss lernte ich, dass der Krieg nicht nur geschadet hat. Nein, so ist es falsch. Aber ich habe Menschen kennengelernt, die sich der Lehre der Zerstörung nicht verweigerten. Die wahre, aufrichtige Worte sprachen.«

Es kam Lysbeth so vor, als vibriere Lydias Körper. »Ich habe dort etwas ganz Besonderes erlebt. Ich habe unmittelbar daran teilgenommen. Altes brach zusammen, und Neues keimte auf. Ein junger Frontsoldat, ein Arbeiter, hat seine Gedichte vom Grauen des Krieges vorgelesen. Dafür hätte er ins Militärgefängnis kommen können. Es waren keine schönen Verse, alles andere als Kleist und Lessing, aber sie waren rau und wahr. Darin lag eine Schönheit, die mich erregt hat. Expressionistische Maler, eben von der Front zurück, haben ihre verstörenden Zeichnungen von Hand zu Hand gehen lassen.« Plötzlich brach sie in

ein leichtes, amüsiertes Lachen aus. »Mein Gott, was tu ich hier? Ich verderbe euch allen den Abend. Kommt, lasst uns rübergehen! Lasst uns genießen, wie gut wir es haben.«

Selbstverständlich erhob sich allgemeiner Protest, dass Lydia keinesfalls irgendjemandem den Abend verdarb. Alexander bat sogar darum, mehr von dieser Konferenz zu hören. Doch Lydia ging, eingehakt bei Dritter, ins Nebenzimmer und bat die beiden Geschwister, ein paar Abendlieder zu spielen, sodass alle sich noch einmal im gemeinsamen Gesang der schönen deutschen Volkslieder zusammenfinden könnten, bevor sie schlafen gingen.

Stella sah ihren Bruder fragend an, der zuckte mit den Schultern. Und nun geschah etwas, das Lysbeth nicht mehr für möglich gehalten hatte. Käthe setzte sich in diesem Augenblick allgemeiner Unentschlossenheit ans Klavier und stimmte »Der Mond ist aufgegangen« an. Ihr Spiel war anfangs vorsichtig, man hörte, dass sie das Instrument seit Jahren nicht mehr benutzt hatte, doch nach wenigen Tönen ging eine Verwandlung mit ihr vor, die auf die Gesichter im Raum ein andächtiges Staunen zauberte. Käthe, die harte, traurige Frau, wurde weich und jung.

Ein Abendlied nach dem andern perlte von ihren Händen auf die Tasten. Sie kannte alle Texte und sang mit klarer, heller Stimme, und nach und nach fielen alle ein. Sogar Stella und Dritter erinnerten sich an die Lieder ihrer Kindheit.

Eine Woche später zog die Familie Wolkenrath in die Feldstraße am Heiligengeißfeld. Auf dem Kopfsteinpflaster der breiten Straße rumpelten Pferdekutschen und Autos. Schwarz und blattlos säumten Linden die Feldstraße rechts und links. Käthe und Alexander waren glücklich, in dieser Straße mit den schönen alten Häusern eine große Wohnung gefunden zu haben. Dennoch waren alle ein wenig traurig, von der Elbchaussee fortzuziehen. Ihnen war auch klar, dass jetzt wieder Schmalhans Küchenmeister sein würde. Sie besaßen nicht die gutgefüllte Speisekammer der Gaerbers, und hier gab es auch keinen Hof wie in Dresden, in dem wenigstens Kartoffeln und Möhren angepflanzt werden konnten. Ebenso würde ihnen die berühmte Gemüsesuppe der alten Tante Lysbeth fehlen, die bis zu ihrer Abreise immer wieder in Notzeiten ihre Stimmung aufgehellt hatte.